

Ein Weihnachtsabend.

Der Tag verfinstert . . . Mit grämlichen Geberden
Schleicht um mich her die graue Dämmerung.
Auf meinem Wege will es dunkel werden
Und Feierabend heischt die Wanderung.
Ich bin am Morgen aus der Stadt gegangen —
Von ihrem Trubel ward mir wüß und weh —
Zum Thor hinaus, in brennendem Verlangen
Nach dieser Einsamkeit in Wind und Schnee . . .

Vom Turme dort, bedeckt mit weißen Flocken,
Hallt's friedlich über blanke Felder her;
Es ist der alte Klang der Weihnachtsglocken,
Der alte Klang — und doch: er ist's nicht mehr.
Es klang einst anders . . . Wie die Zeiten sterben,
Wenn uns des Lebens scharfe Krallen packt!
Ich sehe nur mich und ich sehe Scherben,
Von eigener Hand zertrümmert und zerhackt.

Soll ich mich heimlich in die Kirche schleichen,
Um die das Dorf mit tausend Kerzen steht?
Wo um die morschen, ausgehöhlten Eichen
Der Geist der Ahnen und der Kinder weht?
Soll ich dich hören, Festeswort der Liebe?
Was frag' ich noch. Hier steht das Armenhaus!
Und wenn ich trotzdem in der Kirche bliebe,
Ich weiß es schon: ich ginge bald hinaus.

Ich würde bald, vor wilder Hast getrieben,
Die Felder suchen und das Sternenlicht —
Ich kenne euch! Ich kenne euer Lieben,
Das nur an hohen Feiertagen spricht!
Ihr singt und betet und ihr schwärmt von Schlachten
Und höhnt den Bruder, der im Schmutz verdarb;
Wie würde jener Christus euch verachten,
Der für die Armen einst am Kreuze starb!

Nein, unter Menschen, Menschen will ich rasten!
Mein Leib ist müde und mein Kleid ist naß,
Auf meinem Rücken hocken stille Lasten,
An meiner Brust wühlt Groll und Weh und Haß.
Des Lebens heißen Atem will ich spüren,
Der ewig schaffend aus der Tiefe dringt!
Will hell zur Flamme jenes Feuer schüren,
Das alle Nacht und Finsternis bezwingt . . .

Es pfeift der Sturm. Die alten Eichen stöhnen.
Kalt schlägt der Schnee mir in das Angesicht.
Es braust die Orgel und die Glocken dröhnen —
Dort hinten aber blickt ein kleines Licht.
Dort ist ein Dach, das über eine Schande
Der frommen Zeit die roten Ziegeln deckt,
Dort, wo der Wanderer, der von Land zu Lande
Brotsuchend zieht, sein Elend scheu versteckt.

Ich trete ein. Wie strömt er mir entgegen,
Der Hauch der Not, aus diesem kahlen Raum!
Da sitzen sie, durchnäßt von Schnee und Regen,
Mit müden Blicken vor dem Tannenbaum.
Die Kerzen qualmen und die Zweige glimmen . . .
Ist denn nicht Einer, der noch fröhlich lacht?
Nur wie im Traume lallen rauhe Stimmen
Das Wunderlied der heiligstillen Nacht.

Da reckt sich Einer auf aus dieser Runde
Und schlägt gewaltig auf den Tisch die Faust:
„Hört, Kameraden, mich! Es ist die Stunde,
Da durch das Land das Lied der Liebe braust.
Zweitausend Jahr schon geht es um auf Erden!
Zweitausend Jahr! Doch, was das Wort verhieß,
Wird nicht zur That, wird nicht zum Leben werden
In einer Welt, die Euch und mich verstieß!

Laßt uns der Kraft, der eigenen, vertrauen!
Das Wort der Liebe tilgt den Mangel nicht.
Auf dieser Erde laßt uns Häuser bauen,
Darin jeder Mensch sein Brot in Frieden bricht.
Apostel laßt uns werden allzuhauf,
Daß sich die Menschheit von der Qual erlöse!“ . . .
Der Baum erlosch. Die Augen flammten auf
Und durch den Raum erklang die Marseillaise.

(Nachdruck verboten.)

12]

Marusia.

Von W. G. Korolenko.

Nach wir verfolgten mit Interesse diese neue Rolle unfres Bekannten. Sogar mein galliger Gefährte sahen seine Meinung über ihn langsam zu ändern und wenn er auch den Grund des ganzen Kriegs immer nur in dem Streit zwischen Stepan und Abraschka sehen wollte, so sagte er doch oft lächelnd:

„Nun ja, ja, ich gebe es zu, er hat etwas an sich, etwas ganz Besonderes hat er an sich.“

Einmal kam Marusia von Timocha und zwei Jakuten begleitet in die Niederlassung. Diese Begleitung war vielleicht rein zufällig, aber doch hatten alle die Empfindung, als wäre es eine Art Ehrenwache, die die Jakuten der Frau ihres Anführers gegeben hatten. Sie kamen am Tage, übernachteten bei uns und fuhren am nächsten Morgen wieder fort. Als ich mit Marusia über Stepan zu sprechen begann, wie es ihm denn ginge und wie er die Zeit zubringe, antwortete sie ganz ruhig, aber zurückhaltend und ungern. Sie schien über den neuen Zustand der Dinge nicht gern sprechen zu wollen.

Als ich mit Timocha darüber sprechen wollte — wir waren gerade beide im Hofe und fütterten die Pferde — sagte er mit jenem halb verächtlichen, halb nachsichtigen Lächeln, mit dem er mir schon von Stepan's Geschicklichkeit im Schießen erzählt hatte:

„Siehst Du, Bruder, er muß immer spielen, er kann nicht leben ohne Abraschka.“

„Wie so denn ohne Abraschka? Sie kämpfen doch miteinander auf Leben und Tod?“

Nun ja, das sage ich doch. Wenn's nicht so geht, muß es anders gehen. Schau her: fremde Scheunen beschützt er, und wer kümmert sich denn um seine? Ich sag' doch, er ist kein natürlicher Mensch, hat keinen richtigen Grund. Spielen muß er mit allen.“

Ich lachte. Die Antwort war ziemlich verblüffend, aber durchaus charakteristisch für Timocha. Ja, wenn jemand die Scheunen draußen am See anzurühren gewagt hätte, dann hätte Timocha eine Stange oder was immer gepackt und hätte sich damit zur Wehr gesetzt, wie ein Bär, der seine Höhle verteidigt. Aber sich um die Angelegenheiten der Nachbarn kümmern, noch dazu, wenn es Jakuten sind, das ging über Timochas Horizont.

Aber daß Timocha innerhalb seiner Sphäre eine scharfe Beobachtungsgabe besaß, fiel mir damals nicht ein, trotzdem ich unwillkürlich an seine Worte denken mußte, daß Stepan und Abraschka zusammen Dinge vollbringen könnten, von denen man sogar am Meere und in Kasan sprechen würde. Jetzt kämpften die beiden gegeneinander, und Stepan's Name drang zwar nicht bis an die Küste, aber doch wenigstens in die Stadt.

X.

Mitte November drang eines Abends Glockengeläute vom Wege, der aus der Stadt in die Niederlassung führte, zu uns hinüber. Der Winter hatte schon seinen endgültigen Einzug gehalten und der Ton kam von weither durch die klare, unbewegliche Luft. Nur wenn der Weg durch einen Engpaß ging, verstummte er für einige Augenblicke, um dann wieder hell und deutlich hinüberzuklingen, wie ein silberner Theelöffel, den man an ein dünnes Glas schlägt.

Es war kein Posttag, und so konnte es denn nur die hohe Obrigkeit sein. Aber was führte sie zu uns? Die Eingeborenen der Niederlassung machten sich auf eine neue Steuerrechnung gefaßt, die Tataren schickten eilig aus unbekanntem und undefinierbaren Gründen einige Schlitten in den Wald, ein reitender Jakute holte den Starosta, und nach einer halben Stunde schon war die gesamte Niederlassung zum Empfang der Obrigkeit bereit.

Es war richtig der Assessor Fedosejew, und sofort nach seiner Ankunft ließ er uns in das Amtsgebäude hinüberbitten. Nachdem er uns einige Briefe übergeben hatte, bat er die andern, sich zu entfernen und schloß eigenhändig sorgfältig die Thüre hinter ihnen. Dann trat er an den Tisch zurück, knipfte seinen Dienstrock auf, als wenn ihm sehr heiß wäre, und stopfte langsam seine Pfeife. Sein Gesicht hatte einen ganz eigenartigen Ausdruck, er schien verlegen und suchte nach Worten.

Der Assessor stammte von den eingebornen Kosaken ab und war ein Mann in den besten Jahren. Er war ein vor-

züglicher Beamter und kannte die örtlichen Verhältnisse genau. Von seinen persönlichen Eigenschaften war uns seine Schwäche für geistige Getränke sehr bekannt, — man legte ihn oft total betrunken in seinen Schlitten, wenn er die Niederlassung verließ — und dann seine Passion für gelehrte Worte, die er mit der Bier eines Liebhabers sammelte und dann stolz im Gespräch anwandte, an rechter oder auch unreechter Stelle. Uebrigens war er im großen ganzen ein gutmüthiger Kerl, und die Leute hatten ihn gern. Seine Beziehungen zu uns waren nicht freundschaftlich, aber recht zuvorkommend.

Er stopfte recht sorgfältig seine Pfeife, zündete sie an dem Talglöckchen an, das auf dem Tisch stand, stieß einige Dampfvolken aus und begann endlich:

„Ich habe was mit Ihnen zu besprechen, meine Herren. So was ganz Eigenartiges. Also, ich werde ganz offen mit Ihnen reden. Sie kennen den jetzigen Kolonisten und früheren Landstreicher Stepan.“

„Der am See wohnt? Ja, wir kennen ihn.“

„So, bitte denken Sie nicht, daß . . . Er kehrt bei Ihnen ein, wenn er in die Niederlassung kommt?“

„Ja, ab und zu.“

Der Assessor preßte seine dicken Lippen gegen das Mundstück seiner Pfeife, als wenn es in diesem Augenblick nichts Wichtigeres für ihn gäbe und sagte endlich:

„Ein sonderbarer Mensch!“

„In wie fern?“

„Ja, aber bedenken Sie doch, der Bursche schert sich um fremde Angelegenheiten, kommandiert im Distrikt, wie ich weiß. Was der Kerl uns jetzt zu schaffen macht!“ . . .

Er schob mißtrauisch seinen Stuhl zurück und fing an mürrisch im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Was hier jetzt für Dinge passieren!“ sagte er ärgerlich. „Früher war das hier einer der ruhigsten Distrikte. Und jetzt? Man hat ja gar keine Ruh' mehr in dem Nest, die Kerls schießen und verwundete Tataren werden gefangen genommen.“

Ich begann die Stimmung des Assessors zu verstehen. Jeder Stand hat seinen speciellen Standpunkt, von dem aus er die Dinge beurteilt. Semion Alexejewitsch Fedosejew wußte ganz genau, daß Raubzüge und Diebstähle sich alljährlich um diese Zeit in der Gegend wiederholten. Scheuern wurden erbrochen, Pferde gestohlen und Kühe geschlachtet. Dann reichte die eine Partei eine Klage ein, und die Schuldigen wurden nicht gefunden. Die Sache wurde in Gottes Hand gegeben und das Gerücht davon drang nicht einmal bis in die Stadt. Bei jedem Versuch in der Niederlassung hatte Semion Alexejewitsch derartige Affairen dutzendweise durch seine Unterschrift erledigt, indem er einfach seinen Namen unter ein bereits abgefaßtes Protokoll setzte, in dem es hieß, daß die weitere Verfolgung der Schuldigen wegen ihrer „Nichtauffindbarkeit“ eingestellt worden sei. Das bedeutete so viel als Ruhe im Distrikt. Jetzt schlug jede Affaire gewaltig lärm. Es gab Gefangene und Konfrontationen, man sprach von Kämpfen mit Schießwaffen, und das Gerücht von dem erbitterten Krieg zwischen Jakuten und Tataren verbreitete sich von Mund zu Mund. Ich begriff, wo der Schwerpunkt dieser Frage lag und lächelte:

„Aber gestatten Sie,“ sagte ich, „Stepan stiehlt und raubt ja nicht, er verteidigt.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein

Weihnachtsabend im Hühnerstall.

Von S. Schandorph.

1.

Die Gerber-Polette im Armenhaus zu N. hatte einen Sohn, der Ludwig hieß und der mit der Mutter im Armenhaus wohnte. Er galt als der ärgste Gassenjunge der Stadt. Wenn sich die „feinen“ Jungen im Sommer in der Lu badeten, nachdem sie sich in den geschlossenen Badehäusern entkleidet hatten, überraschte Gerber-Polettes Ludwig sie oft und ließ sie unfreiwillig untertauchen. Er hatte sich am offenen Strande der Kleider entkleidet, war erst gewartet, dann geschwommen und fiel nun gleich einem Haifisch über seine Beute her, und noch ehe die „feinen“ Jungen sich zum Widerstand entschlossen hatten, war das Proletariatskind schon längst wieder auf dem Trocknen und ramte, janzend und schreiend, seine Kleider unter dem Arm, die Landstraße entlang.

In der Armenkühle wußte er niemals ein Wort der Schulaufgaben; aber im Sommer amüsierte er sich damit, dem Lehrer

einen lebenden Frosch oder die Haut eines geräuchernden Häringes in die Hintertasche zu stecken, oder auch seinen Hut mit Waisäpfeln zu füllen. Die Schläge, die der Lehrer ihm gab, fruchteten nichts, und von dem Tag an, da derselbe während einer derartigen Exekution einen Biß in der Wade verspürte, so ehrlich gemeint, als stamme er von einem Bauernkötter, dem man zu nahe gekommen — von dem Tage an schlug ihn der Lehrer nicht mehr. Aber seitdem war der Junge nicht mehr ganz so böswertig, und seine Unarten nahmen einen weniger böswilligen Charakter an.

Seine Mutter, die mannhobe und stämmige Gerber-Volette mit dem großen, roten Gesicht, konnte ihren Zungenwindelweid schlagen, wenn sie es sich vorgenommen hatte. Aber sie war nur wenig dabei; sie mußte als Wasch- und Reinmachefrau das zum Leben Notwendige beschaffen. Nur wenn ihr zu Ohren kam, daß der Junge im Armenhause die Fensterscheiben eingeschlagen, oder sich in der Stadt umhergetrieben und die Schule verärrt hatte, packte sie ihn am Arm, zwang ihn mit ihrer mächtigen Faust nieder und gerbte mit ihren Knöcheln die Wankel seiner Oberarme, daß die blauen Flecke darauf noch lange zu sehen waren.

2.

Es war Weihnachtsabend. Ein dichter Nebel hing über der Stadt, wie die Wolke über einem Felten. Man sah nicht von einer Seite der Straße zur andren. Das Trottoir war festlich glänzend. Die Menschen gingen umher wie unförmliche, dunklere Unterbrechungen der großen feuchten Masse, die alle festen Umrisse und alle Farben verschlang. Es roch säuerlich, wie der Dampf, der einem Wasch- oder Brauhause entsteigt. In den Kaufläden, die vom frühen Morgen an mit Landleuten angefüllt waren, die Einkäufe zum Fest machten, brante überall Licht. Das glökte merkwürdig in den Nebel hinaus. Durch dieses Wetter, das von oben, von unten und ringsumher von allen Seiten durchdrängte, war Gerber-Volettes Ludwig vom frühen Morgen an gewartet. Seine Mutter war seit mehreren Tagen nicht im Armenhause gewesen; sie hatte Reinmachen und Wäsche zu besorgen gehabt, zuletzt bei einem wohlhabenden Tischler Jörgen Rasmussen; und dort halte man sie auch zum Weihnachts-Abendessen eingeladen.

Gerber-Volettes Ludwig war schlechter Lame. Er fand, daß es in diesem Jahr mit dem dichten langweiligen Nebel ein recht erbärmlicher Weihnachtsabend sei. Er schlenderte weiter, Stunde um Stunde, fand dadurch, daß er sich in ein paar halbdunkle, von Bauern angefüllte, Kaufmannsläden zwangte, Gelegenheit, sich etliche Richte und eine Dütte mit Nofinen anzueignen, war auch so glückflich in einer Gastwirtschaft, gedeckt durch den breiten Rücken eines Bauern, vier große Stühle kandiszucker auf einer Untertasse und eine Schachtel Streichhölzer zu erwischen, die im Fenster stand.

Mehr und mehr verlor Gerber-Volettes Ludwig den Mut. In sein an Ideen zu Gammersreichen absolut leeres Gehirn siderte mit der Feuchtigkeits der Luft eine merkwürdig dumpfe Niedergeschlagenheit, etwas, das er sonst nicht kannte. Hätte er nicht festgehalten an dem einzigen moralischen Gefühl, das er besaß: Wödschen und Verachtung vor einem „Heulmeier“ oder „Schürzenbengel“ und „Flem-peter“ — sicher hätte Gerber-Volettes Ludwig sich dann auf einen der großen Gesteine des Postenfabrikthors gesetzt und seinem Herzen durch Thränen Luft gemacht, das dann höchstwahrscheinlich in wildes Schreien und Brüllen ausgeartet wäre, um dieses elte Etwas zu überleben, das in ihm war und in ihm weh that.

Seine Mutter war nie zärtlich gegen den Jungen gewesen, aber sie war doch die einzige, zu der er gehörte, und die ihm gehörte. Er wußte, daß sie bei dem Tischler Jörgen Rasmussen war, wußte auch, warum sie ihn nicht mitnehmen wollte oder nicht mitzunehmen wagte; denn der Ruf, den er genö, war ihm nicht unbekannt. Er war „stolz“ auf seine Art, und er wollte sich — darauf schwur er einen derben Eid — auf keinen Fall dem „Hobelpapnshäter“ Jörgen Rasmussen und seiner dicken Frau anfrängen. Trotzdem konnte der Junge nicht umhin, immer wieder zur St. Veatenstraße zurückzukehren. Dort wohnte Jörgen Rasmussen an dem vom Markte am weitesten entfernten Ende. Der Junge ging immer weiter und weiter in die St. Veatenstraße hinein. Nicht, weil er seine Mutter sehen oder mit ihr zusammen sein wollte, sondern . . . ja, er wußte selber nicht, was ihn heute eigentlich plagte.

3.

Ohne, daß der Junge wußte, wie es zugegangen war, stand er plötzlich, trotz seines wiederholten Schwurs, mitten im Hofe gerade dieses Tischlers. Es war stockfinster und aus dem Nebel ein dichter Regen geworden. Die Küchentür war geschlossen, trotzdem erfüllte der Essengeruch den ganzen Hof und draußen konnte der Junge es hören und braten und pröffeln hören. Durch die Fensterscheiben hindurch sah er das Profil seiner Mutter, sah ihr Haar im Lichte flimmern, während sie einen mächtigen Biß in einen dampfenden Pfannkuchen that.

Der Junge war mordshungrig. Es war zu arg, wie die da drinnen fraßen. Hier mußte etwas geschehen.

Gerber-Volettes Ludwig blickte sich im Hofe um, suchte nach einer Idee und fand sie in solcher Gesichtswindigkeit, als hätte sie in der Luft geschwebt. Er wußte, daß im Hofe rechts vom Wohnhause ein kleines Nebengebäude lag und daß eins dieser Räume als Hühnerstall diente. Es mußte amüsant sein, zu konstataren, wie es an einem Weihnachtsabend im Hühnerstall aussah.

Vorerst relognoscierte er das Terrain. Was war das? In der

Rüche ward es unruhig. Seine Mutter und das Mädchen wischten sich Mund und Hände in je einem Bissel des Biscuits. Dann ward die Thür geöffnet und im Hof sah der Junge einen erleuchteten Baum, strahlend in Gold und Silber und allerhand Farben. . . Schwups, ward die Thür wieder zugeschlagen. Die Küchensampe stand und brannte auf dem Tisch.

Lautlos künfte der Junge die Küchentür auf, stieg ebenso lautlos durch dieselbe hin, eroberte einige Pfannkuchen, die auf einem Teller standen, nahm einen ordentlichen Schluck aus einer Pfunschlamme, packte eine ganze Faust voll von etwas Notem, das in einem Sieb auf dem Herde lag und steckte sowohl die Pfannkuchen wie die feuchte rote Masse in die Tasche. Als er Vorbereitungen zu einem lautlosen Rückzug traf, sah er, daß er bei seiner Raubzug-Thätigkeit einen Gefährten hatte. Ein großer, schwarzer Kater, hereingelüpfelt durch Gott weiß welche Oeffnung, stand auf dem Küchentisch und maßte Milch aus einer Milchschüssel. Dieser Kater hatte sofort die Sympathie des Jungen gewonnen. Er ergriff einen Sahnetopf und goß dessen Inhalt in eine leere Schüssel, um so dem Kater den Genuß der Delicatesse zu erleichtern, darauf glitt er wieder in den Hof hinaus. Es war zur rechten Zeit. Gerber-Volette und Jörgen Rasmussens Dienstmädchen, die im Zimmer gewesen und mit um den Weihnachtsbaum getanzt hatten, kamen wieder zum Vorschein. Die Schandthaten des Katers wurden entdeckt und der Wisstehäter mit dem Rücken unter Schimpfworten in den Hof hinausgejagt, von denen „Hundevieh“ und „Schweinepeter“ sowohl die unlogischsten als auch die gelindesten waren. Der Junge hatte eben den Verschluß des Hühnerstalls geöffnet — da duckte er sich eiligst, aufgeschreckt durch den schwachen Lichtschein, der durch die Küchentür in den Hof fiel; und im selben Augenblick gewahrte er auch seinen Freund, den Kater.

Der Kater konnte an dem Abend im Hühnerstall ein ganz amüsantes Gefährte werden. Er begann ihn heranzuloden und leise: Mies, Mies! zu flüstern. Er sah, wie das Tier an der Mauer entlang frick. Es näherte sich zögernd, hielt inne und spähte mit funkelnden Augen in die Dunkelheit hinaus.

Inzwischen mochte es wohl eine Art Geistesverwandtschaft zwischen sich und dem Jungen entdeckt haben; es ließ sich von seinem gedämpften Rufen heranzuloden. Bald suchte er, wie der Kücken sich warm und weich unter seiner streichelnden Hand krümmte — mit der andren Hand hob er das Schloß der Thür des Hühnerstalls in die Höhe, öffnete sie zu einem Spalt, und Kater und Junge glitten lautlos hinein.

Nur ein schwaches, gleich wieder verstummendes Radeln verriet, daß einige, hoch oben auf ihren Stäben schlummernde Hühner vorübergehend im Schlaf gestört worden waren. Gleich ward wieder alles ruhig in der brütenden Finsternis. Der Kater entfernte sich vom Jungen; er sah ihn nicht mehr und sah auch nicht seine Augen in der Dunkelheit leuchten. Nun, vorläufig hatte der Junge für den Kater auch keinen Gebrauch. Er war fürchtbar hungrig und wolle sich an einige seiner gestohlenen Sachen, dem Kandiszucker und die Nofinen, herannagen. Wohl hätte er den Kater auch einen Bißfen gegönnt, aber er sah ein, daß seine Einladung zu einer derartigen Mahlzeit höchst überflüssig gewesen wäre und sagte halblaut:

„Rein, derlei Dinge sind wohl nichts für dich, Miezefake!“

Der Junge empfand ein Wohlbehagen, das dem gleich, welches er verspürte, wenn er todmüde abends ins Bett kroch. Frische, gute Luft war er weder vom Armenhause noch von der Armenhause her gewohnt. Die süßlich dumpfe Atmosphäre des Hühnerstalls, das Gefühl des Geborgenseins im Gegenatz zu dem Unwetter draußen, ja, selbst die Stille bewirkten, daß er sich einige Augenblicke recht behaglich fühlte, wie er so dasaß und kandiszucker und Nofinen maßte. Aber die Lust nach etwas Trinken erwachte in ihm; er begann durstig zu werden. Gerber-Volettes Ludwig war ein Junge, der sich zu helfen wußte. Der Kater konnte lachen; der hatte sowohl Milch als Sahne bekommen.

Ein Streichholz ward angerieben und eins der Lichter angezündet. Der Kater sauckte vor Ueberaschung — und ein Hahn krächte. Er thronte hoch oben auf einer Stange inmitten einer Schar Hühner, die mit unter dem Flügel gebuckten Kopf dasahen. Die roten Augen des Hahns glöhten unendlich dünn; die Halskrause schimmerte wie dicke Goldsünderel auf rotem Seidengrund.

Wie belannt, ist die Eierproduktion zu dieser Jahreszeit nur gering. Man findet nur einzelne, verstreute Exemplare; das wußte der Junge. Aber er war früher in Hühnerställen gewesen; er wußte sie zu finden. Vier ganze Eier! Welch eine üppige Mahlzeit, Eidotter und Kandiszucker! Bessere Dinge belamen der krummbeinige Peter und die rothaarige Elvine von Jörgen Rasmussen sicherlich auch nicht. „Ach — ihr Hobelpapnsgören! Ihr braucht euch nichts einzubilden!“

„Ihr habt Licht dort oben in eurer Stube! Oho, ich kann hier auch Licht anzünden!“

Er steckte das zweite Licht an. Es war schwer, die Lichte zum Stehen zu bringen; mehrere Versuche, sie in den Boden einzubohren, mißlangen. Die Erde war zu trocken. Das Licht fiel um, verlöschte und steckte im Fallen einige Strohhalm in Brand. Erstelnd sah der Junge da, und die Erfindungsquelle in ihm sprudelte. Nägel waren genug vorhanden an den Wänden des Hühnerstalls und das punktierte, bammwollene Galstuch, das er trug, war nicht viele Heller wert. Er nahm es ab, riß es mitten durch und schlang die eine Hälfte wieder um den Hals — es that so wirklich dieselben Dienste wie zuvor in Verbindung mit der ab-

gerissenen Hälften. Diese ward nun abermals halbiert und aus jedem Viertel drehte der Junge zwei Schlingen. In das untere Ende steckte er die Lichte, das obere Ende ward an den Nagel gehängt: das waren improvisierte Lampions, die Lichte sahen merkwürdig schief, schwanken und tropften unausgeseht, aber was schadete das? Gerber-Bolettes Ludwig war ganz stolz auf seine Erfindung. Ihm schien, es sähe einer Gairolande mit Lichtern ähnlich, die er mal im Rathaus-Saal gesehen hatte — der am Vormittage zu dem abendlichen Ball geschmückt war —, als seine Mutter im Verein mit der Frau des Gefangenwärters die Saalbeleuchtung hatte. Das war noch gewesen, bevor Ludwigs Ruf so schlecht geworden war, daß die Leute Gerber-Bolette nur auf Arbeit nahmen unter der Bedingung, daß sie den Jungen zu Hause ließ.

Welch ein Spaß! Wie hell es im Hühnerstall war! Während der Junge Eier und Zuder verzehrte, erwachten die Hühner, sahen sich erstaunt um, und der Hahn krächte, als wäre es heller Morgen. Die Hühner gaderten leise, und die Kage, die der Junge ganz vergessen hatte, kletterte an den Seitenposten in die Höhe und warf dem großen Hahn einige prüfende, mißtrauische Seitenblicke zu, die dieser im selben Geiste beantwortete. Der Hahn blieb auf seiner Stange sitzen, die Kage im Rahmen des kleinen Fensters und nahm dabei die bewaffnete Neutralitätshaltung ein, die die Kage und die Bewohner des Hühnerstalls stets zu einer Zeit beobachteten, wo es keine Mäden gab; denn in der Mädenzeit herrschte zwischen beiden, wenn auch nicht gerade offenbare, so doch versteckte, argwöhnische Feindschaft. Der Kater krümmte den Rücken, der Hahn hob den Kopf und sträubte die Federn der Halskrause. Der Kater gähnte, der Hahn schüttelte sich; in ihren Bewegungen lag ein beständiges Hin und Her. Jede der Hennen beobachtete scharf dieses Individuum einer fremden Rasse, das in ihr Gebiet eingebrochen war; der Junge schien sie nicht weiter zu interessieren.

Er war nun fertig mit seiner Eierpeise, fühlte sich außerordentlich behaglich, ward wohlvollend, wie satte Menschen zu werden pflegen, und fand, daß die Hühner und die Kage sich nun ebenfalls amüsieren sollten.

Als er aufstand, um die wachen, aber verlegenen oder konsternierten Hühner von ihren Stangen herunterzubefördern, spürte er etwas Feuchtes an seinem einen Bein. Es kam aus der Tasche. Er griff hinein und packte eine feuchte Masse. Ach! Das war das Note, das er von dem Sieb in der Küche genommen hatte.

Ob es wohl Fruchtgelee war? Laß uns versuchen! . . . Nein, es war ein Gemisch von etwas Saurem und etwas Starlem! Es schmeckte im Grunde abscheulich! Wer weiß, ob die Hühner das fressen wollten.

„Huch! . . . Ho . . . Hallo . . .! Herunter mit Euch! Hei, Du großer Hahn . . . Herunter mit all Deinen Frauenzimmern! . . . Kage! . . . Herunter mit Dir, Du Nashorn!“

Die Kage schaute und zog sich in einen Winkel des Fensters zurück; der Hahn und die Hühner gaderten und lärmten und flatterten schließlich von den Stangen herunter. Dann stürzten sie sich gefräßig — die eine der andern das Futter mißgönnd — über die rote Masse her, die Gerber-Bolettes Ludwig hingestreut hatte.

Oh, wie sie fraßen, fraßen, fraßen! Und je mehr sie fraßen, um so lauter wurden sie. Der Junge gaderte, krächte, lärmte mit den Hühnern um die Wette, als sei er ihr Kamerad; nur die Kage saß still mit gekrümmtem Rücken und starre auf das Ganze mit teuflischer Miene. Hätte sie die Partie aus Gounods „Faust“ sungen können, würde sie den Paß in Ragendiskant umgesetzt und gesungen haben:

„Der Teufel führt den Reigen an!“

Die Hühner wurden lustiger und immer lustiger. Zum erstenmal in seinem Leben hatte Gerber-Bolettes Ludwig den Eindruck, das Hühner-Vögel sind, so flogen sie unter Flügel schlagen und Getreisch umher. Er spielte Greifen mit ihnen, und bald gelang es ihm, einer Henne eine Schwungfeder anzuhaken, bald den Hahn am Bein zu packen. Ach, wie die Henne und der Hahn dann schrieten! Die Kage niante in wilden Tönen und die Hühner, die im Augenblick die wilde Jagd nicht mitmachten, fraßen von der roten Masse.

Der Junge war berauscht von der Bewegung, dem Lärm und dem wilden Gebahren. Er schrie und kreischte, überlötete all das Gekader und Getreibe, fuhr umher wie ein Besessener, packte, was er erreichen konnte und was am Boden lag und warf es umher, lachte und sang. Er dachte an nichts, überlegte nichts; er und die Hühner waren gleich verrückt unter dem wilden Weihnachtsstanz, den er auführte.

Was nun? Es donnerte an die Thür.

„Laß donnern, ich donnere wieder.“ Und der Junge donnerte mit beiden Stiefelabsätzen einen Trommelwirbel an die Innenseite der Hühnerstallthür, wobei er beständig die Hühner zum Lärmen und Umherflattern anspornete.

„Wer ist dort im Hühnerstall?“ tönte eine tiefe Stimme von der andern Seite her. Der Junge kannte die Stimme. Wie mit Blüheschnelle durchzuckte ihn der Gedanke, daß es Ohrfeigen und Prügel fegen werde. Aber er war so lyrisch begeistert, daß er dergleichen alltägliche Dinge für wahre Bagatellen ansah.

„Guten Abend und fröhliches Weihnachtsfest, Gerber-Bolette!“ brüllte er durch die Thür.

Von draußen klang es:

„In meinem ganzen bisherigen Leben nicht und bis ich diese Welt verlassen soll, ist mir eine derartige Kanaille vorgekommen. Du wirst so viel Gauderie kriegen, wie auf Deinem Pudel Platz haben, Du!“

„Danke, Mutter! Warte damit, bis wir wieder Frostwetter haben, dann wärmt es so schön.“

„Willst Du öffnen?“

„Hab' die Güte, Mutter! . . . Na, guten Abend! Das ist ja Rasmussens Trine! Guten Abend, Trine!“

Gerber-Bolette und das Dienstmädchen Trine hatten eben in der Küche den ungewöhnlichen Lärm im Hühnerstall gehört und durch die Thürige einen Lichtschimmer gesehen, und Gerber-Bolette hatte sofort geahnt, daß wenn irgend jemand in der ganzen Stadt Lärm vollbringen konnte, es ihr Ludwig sein mußte.

Der Junge öffnete die Thür, Trine und Gerber-Bolette traten ein.

„Nein . . . weißt Du was, Bolette,“ sagte Trine, „hier sind meiner Treu Lampions an den Wänden. Sieh' doch, Bolette.“

„Aber Du, Trine — wie sich die Hühner nur geben! Wie sie umherrennen! Hühner, die sonst so verschlafene Kreaturen sind! Und sie wadeln, Trine! Gott sieh' mir bei, wenn sie nicht wadeln. Sie sind belneipt, Trine.“

„Sie fressen dort etwas Notes, Bolette. Du, Ludwig, was fressen sie denn da?“

„Das ist nur Fruchtgelee, Trine,“ sagte der Junge.

Trine ergriff das Note, roch daran und sagte:

„Bolette, beim Himmel! Das sind Soolbeeren, die in Brauntwein gelegen haben und die ich heute morgen abgegossen habe. Davon sind die Hühner betrunken. . . . Aber wie kommen die Soolbeeren hierher?“

„Ach hab' sie genommen,“ sagte der Junge. Er konnte vor Selbstbewußtsein nicht schweigen. Die große Trine brach in ein schallendes Gelächter aus, kniff die Lippen zusammen und noch stämmigere Gerber-Bolette in den Arm und stieß die Worte hervor:

„Nein, daß ich das noch vor meinem Tode erleben dürfte! Das ist ja ein wahrer Komödienjunge!“

„Und da oben sitzt, bei meiner Seele, die Kage,“ sagte Bolette.

„Ja, da sitzt wahrhaftig die Kage,“ sekundierte Trine, noch immer lachend. „Hör' Bolette, ich hole etwas Punsch und einige Pfannkuchen hierher, und dann setzen wir uns hin und amüsieren uns ebenso, wie die Kage und die Hühner und der Junge. Wie, Bolette? Niemand verschafft uns Amusements, da müssen wir uns selber welches schaffen.“

Die frohe Stimmung steckte auch die ernste Waschfrau an. Trine brachte das Versprochene, sie, Bolette und Ludwig teilten die Lederbissen, die Kage und die Hühner erhielten ihr Teil von den Pfannkuchen. Der Punsch übte auf die Menschen dieselbe Wirkung aus wie die Soolbeeren auf die Hühner. Trine, die Mutter und der Junge saßen sich an und tanzten zwischen den tammelnden, trippelnden Hühnern umher, wobei Trine sang:

Im Winter fahren im Schlitten wir,
 Bis unsre Nasen türkischblau —

Plumps! Da fielen die Lichtstümpfen aus den Schlingen auf die Erde herab. Die rauchenden, glimmenden Dochte wurden rasch durch einen Druck der Pantoffelferse gelöscht.

Mit der Dunkelheit kam auch die Bestimmung wieder.

„Wenn irgend eine lebende Seele uns gehört hätte,“ sagte Bolette.

„Ja, Tod und Teufel, dann bin ich verloren!“ murmelte Trine.

Alle miteinander schlichen in die Küche zurück. Die Familie war noch auf, mit Ausnahme der alten, achtzigjährigen Schwiegermutter des Tischlers, die eine Kammer nach dem Hofe hinaus bewohnte. Dort war alles zu und dunkel, die Vorhänge heruntergelassen.

Gerber-Bolette und ihr Junge schritten miteinander dem Armenhause zu. Der Junge bekam weder Prügel noch Schelte; denn Gerber-Bolette mußte im Stillen zugeben, daß der Junge ihr einen vergnügten Weihnachtsabend verschafft hatte.

4.

Am nächsten Morgen beim Kaffee flüsterte Frau Brasl, Frau Rasmussens Mutter, mit geheimnisvoller Miene: „Welch ein Lärm im Hühnerstall, gestern Abend!“

Der Tischler zuckte die Achseln. Die Alte begann kindisch zu werden. Sie sah und hörte Dinge, die sonst niemand sah und hörte.

„Es war Licht dort unten und Gesang und Tanz“, fuhr Frau Brasl fort.

„Ja, das glaub' ich wohl“, sagte der Tischler und schritt aus dem Zimmer, indem er murmelte: „Dummes Zeug!“

Frau Brasl flüsterte ihrer Tochter zu: „Zu meiner Zeit sielte man Weihnachtsabend tiefen kleinen Köstchen etwas Essen hin. Jetzt will man so aufgellart sein. Aber ich bin heute morgen im Hühnerstall gewesen, dort lagen vier leere Eierschalen und zwei Lichtstümpfen im Stroh. Und dabei wollt Ihr doch noch immer behaupten, daß es nichts anderes giebt, als was man greifen und fühlen kann. Wer, glaubst Du wohl, hat dort unten Weihnachtsabend gefeiert? Und die Hühner, die waren gar nicht wach zu kriegen.“